

Linz 12. November 2013 Integration

Marianne Gronemeyer

Soziale Integration

Das soziale Engagement der hier Versammelten kreist, wenn ich es richtig verstehe, um die Frage der sozialen Integration gesellschaftlich ausgegrenzter Menschen.

Insbesondere um die jungen Leute, die ihren gesellschaftlichen Ort nicht finden, weil sie nicht gebraucht werden, kümmern Sie sich. Sie liegen mit diesem Anliegen ganz auf der Linie der politischen Korrektheit. Wer parteilich für die Benachteiligten dieser Gesellschaft sein will, der ist um deren Integration, oder, um es im gängigen soziologischen Jargon zu sagen, um deren Inklusion besorgt. Gerecht scheint eine Gesellschaft in die alle, alt und jung, Fremde und Ansässige, Männer und Frauen Kranke und Gesunde, Sterbende und Lebende, Arbeitende und Arbeitslose gut integriert oder inkludiert sind. Aber da stellt sich natürlich die Frage, was das für eine Gesellschaft ist, in die alle **eingeschlossen** werden sollen. Denn das ist nun einmal die wörtliche Übersetzung von inkludieren: ‚einschließen‘. Nun kann man eingeschlossen werden dadurch, dass man in einem Kreis von Menschen freundliche Aufnahme findet, aber auch so, dass man eingesperrt wird, gleichsam hinter Schloss und Riegel kommt.

So einfach ist das also nicht mit der Inklusion, dass sie von sich aus das ganze Recht auf Ihrer Seite hat. Natürlich ist es ein unglaublicher Skandal, dass in den modernen Gesellschaften, insbesondere in denen, die sich durch einen unerhörten Reichtum auszeichnen, immer mehr Menschen schlichtweg für überflüssig erklärt werden. In seinem Buch ‚Der überflüssige Mensch‘ fragt Ilija Trojanow gleich auf der ersten Seite seine Leserinnen und Leser: „Sind Sie überflüssig? Natürlich nicht. Ihre Kinder? Nein, keineswegs. Ihre Verwandten, Ihre Freunde? Geradezu eine

unverschämte Frage, ich weiß. Ehrlich gesagt empfinde ich mich selbst auch nicht als überflüssig. Wer tut das schon? Höchstens an ganz schlechten Tagen. Und doch gelten viele Menschen auf Erden als überflüssig, aus Sicht von Ökonomen, internationalen Organisationen, global agierenden Eliten. Wer nichts produziert und – schlimmer noch – nichts konsumiert, existiert gemäß den herrschenden volkswirtschaftlichen Bilanzen nicht.“¹

Wer einem sozialarbeiterischen, einem heilenden oder helfenden oder lehrenden oder beratenden Beruf nachgeht, kann sich ziemlich umstandslos darüber vergewissern, nicht überflüssig zu sein, weil nämlich er oder sie anderen dazu verhelfen will, es auch nicht zu sein. Wer Arbeitslose berät, erhält seinen gesicherten Status als verwendbares Gesellschaftsmitglied dadurch, dass andere arbeitslos sind. Denn wäre das nicht so, dann wäre er selbst arbeitslos. Das ist natürlich eine vertrackte Funktionslogik, die uns Dienstleister unfähig macht, anderen aus ihrer Misere herauszuhelfen, denn nur deren Misere bewahrt unsereins vor allzeit drohendem Abstieg in die ‚Überflüssigkeit‘.

Inklusion oder Integration stehen gesellschaftlich hoch im Kurs. Wer Anstand bewahren will, votiert für Inklusion und gegen Ausgrenzung. Es ist interessant, dass sich in den letzten Jahren der Begriff der Inklusion gegenüber dem der Integration durchgesetzt hat. Die politisch-soziale Begrifflichkeit wird schamloser, sie spricht ganz offen aus, was sie vorhat. Der Begriff ‚Integration‘ enthält das lateinische Adjektiv ‚integer‘, und das heißt: unangetastet, ungeschmälert, ungeschwächt und unverdorben und unbestochen. Der Außenseiter, dessen Integrität bei der Integration gewahrt wird, bleibt in seiner Eigenart und Eigenheit unangetastet, also respektiert.

¹ Ilija Trojanow: Der überflüssige Mensch, St. Pölten, Salzburg, Wien 2013“. Aufl. S.7.

Wenn er inkludiert werden soll, dann wird ihm unmissverständlich zu verstehen gegeben, dass er in die herrschende Normalität eingeschlossen werden soll. Keine Rede mehr von Unantastbarkeit. Nicht, dass in Zeiten, in denen noch der Begriff der Integration im Schwange war, die Lebensbedingungen der Drop-outs, der Randständigen oder Deklassierten sehr viel rosiger gewesen wären, als sie es heute sind. Aber an dem Begriff der ‚Integration‘ konnte man die Verhältnisse noch kritisch messen und das, was tatsächlich praktiziert wurde, mit seiner Hilfe und unter Verweis auf seine Bedeutung delegitimieren. Die ‚Inklusion‘ hingegen spricht aus, was Sache ist. Es geht um lückenlose Eingemeindung aller in die dekretierte Normalität.

Zum Drop-out wird man nicht geboren. Man kann bettelarm geboren werden oder als Krüppel, blind, rothaarig oder schwarzhäutig, blöde oder verwirrt im Geist. Aber das alles macht niemanden zum Drop-out. Es ist nur jeweils eine Spielart des Menschenmöglichen. Zum Drop-out wird man diagnostiziert. Wenn wir ernstlich über Integration/Inklusion nachdenken wollen, kommen wir nicht umhin, uns mit einer Gestalt von Machtausübung zu beschäftigen, welche zugleich durchdringender und verschwiegener, unkenntlicher ist als die Macht des Geldes, die ja jedem ins Auge springt und die die Schlagzeilen der Medien füllt. Ich spreche von einer Macht, die ich ‚diagnostisch‘ nenne. Sie entsteht aus dem Normalitätsmonopol. Wer sich das Recht anmaßt, wem es aber auch zugestanden wird, zu bestimmen, was in einer Gesellschaft als *normal* gelten soll, der *verfügt* über diagnostische Macht. Es ist leicht zu sehen, dass diese Macht vor keiner Erscheinungsform oder Äußerung des Lebens haltmachen muss. Die Frage, was als normal, was als tolerabel und was als unduldbare Abweichung, als krankhafte Ausdrucksform des Menschseins zu gelten

hat, ist beliebig wiederholbar und in prinzipiell jedem Lebensbereich zu stellen und zu entscheiden.

Wer darf sich *gesund* fühlen? Welchen Spielraum hat die *Vernunft*, ehe sie in Irrationalität abgleitet? Sind Mythen unvernünftig, gehören Glaube, Hoffnung, Vertrauen noch zum Bestand der Vernunft? Welche *Empfindungen* darf sich jemand leisten, ohne auffällig zu werden? Welche Sprache darf man sprechen, ohne ungebildet zu erscheinen? Welches *Wissen* ist tauglich, um dem Verdikt der Dummheit zu entgehen? Wo sind die Grenzen des guten *Geschmacks*? Wieviel Unordnung gilt der *Ordnung* als erträglich, ehe sie als Verwahrlosung deklariert wird? Wieviel *Leid* darf ein lebenswert genanntes Leben aushalten und ausleben? Was ist Lüge, was ist *Wahrheit*? Was ist gut, was ist schlecht? Was ist *Recht*, was ist Unrecht? Wer ist begehrenswert *schön*, wer abstoßend hässlich? Wer ist normal und wer verrückt, wer mit seiner Seele in *Einklang* und wer in pathologischer Disharmonie? Welches *Verhalten* ist originell und welches gestört? Mit der Antwort auf diese Fragen wird über Zugehörigkeit und Nicht-Zugehörigkeit entschieden. Die Legitimationsquelle, aus der diese Macht schöpft, ist das Expertentum. Expertentum macht den, der es nachweist, in Normalitätsfragen zuständig und urteilsfähig.

Der Experte ist der professionelle Beobachter von Missständen. Die Diagnose, etwas sei ein Missstand oder - weniger drastisch - ein Problem, enthält die Verpflichtung, Abhilfe zu schaffen, einen *Beseitigungsimperativ* sozusagen. Die wirkliche Macht wächst dem Experten weniger aus seiner überragenden Urteilsfähigkeit zu als vielmehr daraus, dass er über die Mittel verfügt, Normalität einerseits zu schützen und andererseits zu *produzieren*. Sein Produktionsmittel ist ein apparategestütztes Know-how. Resultat dieses Produktionsvorgangs sind unzählige Dienstleistungen zur Normalisierung beliebiger Erscheinungsformen

des Lebens und zu ihrer Angleichung an die expertokratisch gesetzten *Standards*; ein unerschöpflicher Ausstoß an Betreuungs-, Behandlungs-, Bildungs-, Informations-, Heilungs- und Versorgungseinheiten im Dienste der Optimierung oder mindestens Normalisierung menschlicher Existenz. Diagnostische Macht erhebt nicht nur Anspruch darauf, verbindlich zu definieren, was normal ist, sie erschöpft sich nicht darin, verpflichtende Standards vorzuschreiben, sie *monopolisiert* auch die *Verfahren*, mit deren Hilfe die jeweiligen Normalitätsstandards erreicht werden können. Nur innerhalb der von ihr verwalteten und überwachten Verfahren und nach den dort geltenden Regeln kann der Mensch zu seinem *menschlichen* Wesen gelangen. Nur durch die Schule kann er gebildet werden, nur durch den Arzt gesund, nur mit Hilfe der Wissenschaft vernünftig, nur durch die Medien informiert, nur durch den Rechtsspruch gerecht und nur durch den Therapeuten er selbst. Um sich in einer Gruppe zusammenzufinden, braucht man einen Sozialarbeiter, um einem Nachbarn zu begegnen, einen Gemeinwesenarbeiter, um einen Konflikt in der Familie zu lösen, einen Rechtsbeistand, um arbeiten zu können einen Arbeitsvermittler, um einen Freund zu begraben, einen Beerdigungsunternehmer, und um selbst zu sterben, einen Thanatologen.

So dient die diagnostische Macht zur *Einsperrung aller* in die herrschende, von ihr beherrschte, durchregelte, mit Institutionen vollgestellte Normalität. Wiewohl sie unnachgiebig über die Einhaltung ihrer Ordres wacht, zieht sie es vor, den sanften, integrativen Weg ihrer Durchsetzung zu beschreiten. Sie ist mehr auf Besserung als auf Bestrafung aus, handelt lieber pädagogisch als punitiv, gemeindet lieber ein, als dass sie verstößt. Sie hält die Untertanen mit Rivalität bei der Stange, mit der erbitterten *Konkurrenz um Konformität*. Sie erhält sich

durch die systematische Zersetzung der Daseinsmächtigkeit und Selbsterhaltungskompetenz der Machtunterworfenen; und zwar dadurch, dass sie ihnen das Recht verwehrt, nach selbstgesetzten *Zielen* ihr Leben einzurichten. Ihr Metier ist die Klientelisierung. Ehe nicht einer ein Mehrfachklient geworden ist, kann er nicht als hinreichend loyal gelten und gibt zur Beunruhigung Anlass. Diagnose steht im Dienst der Massenproduktion von Loyalität. Wer nicht Klient oder, wie man heute sagt, Kunde einer Dienstleistungsfirma geworden ist, oder sich mindestens zur besseren Selbstverwaltung einer Selbsthilfegruppe angeschlossen hat, steht unter dem Verdacht, sich seinen Bürgerpflichten, will sagen, seiner bequemen Verwaltbarkeit entziehen zu wollen.

Diagnostische Macht tritt ihren Untertanen mit freundlichem Gesicht gegenüber.

Aber sie hat doch ihre spezifische Anfälligkeit und Fragilität: Sie ist angewiesen auf die *Kollaboration* der Unterworfenen. Ohne dass diese die den Angeboten entsprechenden *Bedürfnisse* ausbilden, ist sie nicht existent. Erst das verzweifelte Bedürfnis nach Zugehörigkeit; erst die Anerkennung der verordneten Normalitätsstandards und die Einsicht, dass man ihnen nicht genügt, begründen das Abhängigkeitsverhältnis. Nur die allgemein gewordene Begehrlichkeit in Sachen Normalität setzt die Normalitätsverordnungen in Kraft. Bedürfnisse lassen sich nicht erzwingen, sondern nur wecken. Elegant ist diagnostische Macht, wenn sie die Teilhabe an ihren Segnungen als ‚Recht auf...‘ deklariert. Wofern sie - in Ermangelung entsprechender Bedürfnisse - eine Teilnahmepflicht verhängen muss, ist sie plump und riskiert Rebellion. Wenn ich jemanden zur Schulpflicht verdonnere, ist das etwas anderes, als wenn ich ihm ein Recht auf Bildung verbriefe. Wann immer mir ein ‚Recht auf‘ zugestanden wird, klingeln bei

mir alle Alarmglocken, denn meist ist das ‚Recht auf‘ nur die elegante Verkleidung der ‚Pflicht zu‘. Wenn ich mein Recht auf Fortbildung nicht wahrnehme, dann gelte ich als nicht motiviert und fliege beim nächsten Rationalisierungsschub raus. Wenn ich auf mein Recht auf Gesundheitsvorsorge pfeife, muss ich damit rechnen, dass die Krankenkasse nicht mehr zahlt, wenn ich tatsächlich krank werde. Für die Noblesse der diagnostischen Macht ist es unzutraglich, wenn sie die Normalität durch Verbote schützen muss, denn dann fordert sie Übertretungen geradezu heraus.

Der Unkenntlichkeit der diagnostischen Macht kommt vor allem die Konkurrenz der Untertanen zu Hilfe. Da ein jeder sich umso zugehöriger fühlen kann, je weniger zugehörig andere sind, bestehen alle auf der striktesten Einhaltung der Normalitätsstandards, dulden keine Ermäßigung und fordern die Ahndung von Abweichungen. In der Konkurrenz um Konformität verteidigen die darin Befangenen nach Kräften die eigenen Fesseln. Wir, die wir in den beratenden, lehrenden und helfenden Berufen unser täglich Brot verdienen, sind Agenten der diagnostischen Macht. Die Drop-outs haben eigentlich wenig Grund uns zu trauen.

In den achtziger Jahren trieb in Berlin eine Gruppe von jungen Leuten ihr Wesen, die sich ‚Zentralkomitee der umherschweifenden Eierdiebe‘ nannte. Ihr Wahlspruch lautete: „Wir kämpfen nicht gegen die Fehler des Systems, sondern gegen seine Vollkommenheit.“ Ich hatte schon damals großen Respekt vor diesen jugendlichen Abweichtlern.

Was ist das für ein System, vor dessen Vollkommenheit man sich schützen muss?

Was ist das für eine Gesellschaft, in die inkludiert zu werden, man sich hüten sollte?

Es sind mächtige Agenten, die darin die Regie übernommen haben, nämlich jene treibenden Kräfte, die den Fortschritt garantieren: die Naturwissenschaft, die Ökonomie, die Technik und die Bürokratie.

In seinem Geltungsanspruch ist dieses Quartett so gebieterisch wie einst die apokalyptischen Reiter, die allerdings ganz andere Namen trugen und die mittelalterlichen Menschen in Angst und Schrecken versetzten: der Hunger, die Pestilenz, der Krieg und der allgewaltige Tod. Dieser Vergleich scheint unerhört und völlig entgleist, denn die modernen Mächte gelten als die tragenden Säulen der Menschheitszukunft und haben mit den fratzenhaften Schreckensgestalten, die wir auf alten Bildern verderbenbringend und verwüstend über den Erdkreis jagen sehen, offensichtlich nichts gemein. Und tatsächlich muss man wohl zugestehen, dass ihnen an und für sich nichts Verderbliches anhaftet. Es ist im Gegenteil doch aller Mühen wert, die Natur zu erforschen, die Vorräte zu bewirtschaften, die Arbeit zu erleichtern und das Gemeinwesen zu ordnen. Und dennoch bilden die glorreichen Vier eine unheilige Allianz, die wie einst ihre archaischen Vorgänger einen großen Teil der heute lebenden Menschen mit Hunger, Krieg, Krankheit und Tod bedrohen. Ihre zerstörerischen Kräfte entfalten sie erst dadurch, dass sie in ihrem jeweiligen Geltungsbereich eine Monopolstellung behaupten. Die Naturwissenschaft beansprucht das Monopol der Weltdeutung, die Ökonomie das der Weltverteilung, die Technik das der Weltgestaltung und schließlich die Bürokratie das Monopol, die Welt zu regeln. Zusammengeschlossen und miteinander vernetzt bilden sie eine Supermacht, die ihren Anspruch auf Weltherrschaft weitgehend durchgesetzt hat. Sie tendiert dazu, sich alles anzuverwandeln und alles in sich einzuschließen. Sie duldet keine anderen Götter neben sich.

Monopole sind dazu da, sich in praktizierte Macht umzusetzen. Jedes der vier Monopole ist insbesondere zuständig für eine Handlungsmaxime, die nicht nur das große Weltgeschehen steuert, sondern bis in den Alltag der Menschen Gefolgschaft erzwingt. Der Naturwissenschaft obliegt es, **Konsens** in Fragen der Welterklärung herzustellen, die Ökonomie sorgt dafür, dass die **Konkurrenz** alle menschlichen Beziehungen prägt, auch die allerintimsten. Die Technik richtet die Welt auf Konsumierbarkeit zu und erhebt den **Konsum** zur ausschließlichen Form der Daseinssicherung. Die Bürokratie schließlich stellt **Konformität** dadurch her, dass sie alle menschlichen Handlungen nach dem Vorbild maschinellen Funktionierens ausrichtet. „Du sollst mit mir eines Sinnes sein und meiner Evidenz trauen“, sagt die Naturwissenschaft. „Du sollst deinen Nächsten besiegen wollen“, sagt die Ökonomie. „Du sollst die Maschinen statt deiner arbeiten lassen, lass dich bedienen und versorgen“, sagt die Technik. „Das kostet natürlich eine Kleinigkeit“, wirft die Ökonomie ein. „Vor allem sollst du nicht stören“, sagt die Bürokratie.

Erst dadurch allerdings, dass die Monopole zu einem umfassenden System zusammenwachsen, werden ihre Forderungen zu Diktaten, deren Logik so zwingend ist, dass sie gegen nahezu jeden Widerstand immun sind; ja mehr noch: dass sie den Widerstand im Keim ersticken; oder noch genauer: dass der Gedanke, man könnte ihnen widerstehen sollen, verrückt, abwegig oder närrisch erscheint: Sobald sich die Naturwissenschaft mit der Technik liiert, gibt sie jede Zurückhaltung und Selbstbeschränkung auf. Sie begnügt sich nun nicht mehr damit, alleingültig über die Welt Bescheid zu wissen, sondern will maßgeblich daran mitwirken, die Welt zu verändern. Die Ökonomie, die das Duo komplettiert, steuert den Gesichtspunkt der Profitabilität bei. Sie will die Welt verwerten und macht aus der wissenschaftlich-technischen Maschine eine Geldmaschine. Die bürokratische Gleichschaltung aller

Machenschaften schließlich erzeugt jene unwiderstehlichen Sachzwänge, gegen die aufzubegehren so nutzlos ist, wie den Mond anzubellen.

„Man kann von der Klaustrophobie der Menschheit in der verwalteten Welt reden, einem Gefühl des Eingesperrtseins in einem ... netzhaft dicht gesponnenen Zusammenhang. Je dichter das Netz, desto mehr will man heraus, während gerade seine Dichte verwehrt, dass man heraus kann“. Adorno hat darin recht: wir sind eingesperrt. Aber er hat Unrecht in der Annahme, dass diese Verbarrikadierung mehrheitlich Fluchtimpulse auslöst. Die Klaustrophoben, die ‚nichts-wie-raus-hier‘ wollen, sind eine kleine Minorität. Die überwiegende Mehrheit der Ambitionierten will nicht raus, sondern rein und hält sich etwas darauf zugute, bestens ‚integriert‘ zu sein. Der Moloch erfährt viel Zustimmung und Bejahung. Und nicht die Furcht, von ihm verschlungen zu werden, sondern die Furcht, von ihm ausgespien zu werden, beherrscht die Systeminsassen.

Besonders die an den Rand Gedrängten und für überflüssig Erklärten, freuen sich nicht etwa ihrer Nutzlosigkeit, sondern würden sich lieber drinnen ausnutzen lassen, als unnütz ‚draußen‘ zu sein. Obwohl sie sich rausgedrängt fühlen, sind sie jedoch immer noch drinnen, denn sogar unnütz dürfen sie nur von Systemes Gnaden sein und nur auf die Weise, die darin vorgesehen ist: nicht vergnügt, sondern prekär.

Kürzlich fiel mir ein Buch mit dem anfeuernden Titel: „Raus aus der Nische – rein in den Markt“, ² in die Hände. Das klingt als sozialpolitische Zielsetzung zunächst durchaus zustimmungsfähig, denn es verweist auf den Skandal, dass immer mehr Menschen auch in den reichen Gesellschaften eine gerade noch geduldete Nischenexistenz am Rande der Gesellschaft führen müssen. Ihnen soll der Weg

² Schader-Stiftung (Hg.) : Raus aus der Nische – rein in den Markt, Darmstadt 2008.

zurück in die Mitte der Gesellschaft gebahnt werden. Integrationsmaßnahmen sollen helfen, Ausgrenzung zu verhindern, sie sollen Gleichberechtigung fördern und sich gegen alle möglichen Spielarten der Apartheid richten, so das Kalkül. Einen Zugewinn an Autonomie, an Handlungs- und Entscheidungsspielraum können wir uns eigentlich nur als *Aufstieg in* der Systemhierarchie denken, nicht als *Ausstieg aus* ihr. Das Abseits kann man niemandem empfehlen. Es ist ein garstiger Ort. Dort sammeln sich die Ausgestoßenen, die Scheiterer, die Nicht-Zugehörigen, die Für-unnütz-Erklärten, die Ohnmächtigen, Deklassierten und Desintegrierten. Vielmehr: Sie versammeln sich dort nicht, sondern vereinzeln sich in ihrer Randständigkeit bis zur völligen Isolation. Und sie tun das nicht aus freien Stücken, sondern werden an den Rand gedrängt. Das Abseits, darin sind sich Herrschende und Beherrschte einig, muss man meiden wie die Pest. Nur haben die einen die Macht damit zu drohen, während die anderen es fürchten und sich abmühen, zugehörig zu bleiben, ökonomisch mithalten zu können, sich funktionstüchtig zu halten: Nur nicht auffällig werden; gesund, belastbar, flexibel bleiben; immer auf der Höhe des technischen Gerätes sein, um nicht als rückständig zu gelten; und im Konkurrenzkampf nicht auf die Verliererseite geraten! Das Abseits ist wahrhaftig keine Zufluchtsstätte. Aber es ist eben auch bei genauer Hinsicht gar kein Abseits, sondern Teil des Systems; ein Disziplinierungsmittel, das zur Sicherung von Massenloyalität unerlässlich ist. Es ist ein Pseudo-Abseits zur Aufrechterhaltung der Systemmoral, ein Drohpotential *im* System. Es gibt viele gute Gründe, ihm entgehen oder entkommen zu wollen. So ängstigend ist der mögliche Ausschluss aus der gesellschaftlichen Normalität, dass die Einschließung in sie für eine Wohltat gehalten wird.

Integration steht also hoch im Kurs und wird allseits als der Königsweg zu mehr Gleichheit begrüßt, wobei ganz nebenbei Gleichheit mit Gerechtigkeit verwechselt wird. Aber wer soll denn da wohinein integriert werden? Die Frauen in die

Männerwelt, die Habenichtse in die Konsumwelt, die Arbeitslosen in die Welt der ‚Leistungserbringer‘, die Kranken in die Welt der Gesunden, die Alten in den Jugendwahn, die Fremden in die dominante Kultur der Ansässigen, die Schwachen in die Welt der Starken, die Scheiterer in die Welt der Funktionstüchtigen und die Verlierer in die Welt der Sieger?

Die Männerwelt der Konkurrenz um Karrieren wird aber ja um nichts besser, wenn Frauen da auch noch mitmachen. Die gesellschaftliche Arbeit, die unsere Lebensgrundlage zerstört, wird nicht weniger zerstörerisch, wenn auch die Arbeitslosen noch daran mitwirken. Die Fremden werden nicht verträglicher, wenn sie in eine erbarmungslose Gesellschaft eingegliedert werden. Integration meint ja nicht, dass sich die Normalitätsdefinition an die Gesellschaftsmitglieder anpasst und die Schwachen, die Langsamen, die Armen im Geiste für normal gelten lässt. Vielmehr sollen durch integrative Maßnahmen alle so zurechtgestutzt werden, dass sie den Normalitätsanforderungen genügen. Was ist das für eine Gesellschaft, in der alles Scheitern, alle Schwäche, alle Krankheit nur als eine Minderform des Seins gilt und in der alles ‚Nein‘ nur als irrationale Vorform eines globalisierten ‚Ja‘ erscheint? Durch Integration aller in eine inhumane Gesellschaft wird diese nicht humaner.

Wer jedoch für das Abseits plädiert, bekommt Gegenwind aus zwei Richtungen. Die einen nennen ihn zynisch, denn sie unterstellen, er wolle den Elendsgestalten ihr gesellschaftliches Elendsquartier als einen Ort der Befreiung schmackhaft machen. Die andern erklären ihn zum Traumtänzer, weil er überhaupt an die Existenz eines Abseits, in das das Kartell nicht hineinregiert, glaubt und der Illusion aufsitzt, der ‚netzhaft dicht gesponnene Zusammenhang‘ habe jede Menge Schlupflöcher. Dies ist allerdings das wirklich schlagende Argument gegen das Abseits, dass es in

Wahrheit seinen Ernstfall, das Draußen oder Jenseits des weltumspannenden Zusammenhangs, längst nicht mehr gibt.

Aber: „Es gibt immer Orte zu finden, die leer von Macht sind. Die institutionelle Umklammerung des Lebens ist zu Anteilen Schein“, ³schrieb Peter Brückner zugunsten des Abseits sogar über die Zeit des Nationalsozialismus. Man müsste die Stirn haben, die Allmacht des Systems zu ignorieren. „Bange machen gilt nicht!“ war eine Art Zauberformel unserer Kindheit, mit der wir einen übermächtigen Gegner ‚entwaffneten‘ und uns selbst Mut zusprachen. Wenn wir – und sei es in kritischer Absicht – die Totalität des Systems beschwören, sind wir ihm genauso verfallen, als wenn wir uns willig darein fügen. Es käme darauf an, seine enorme Macht zu erkennen, ohne sie anzuerkennen. Aber wie geht das?

Womöglich sind heute Nischen, leer von Macht, nicht mehr zu *finden*, sondern erst zu *gründen*.

Fazit: Die auf Veränderung dringende Forderung heißt heute nicht ‚*Integration*‘, sondern Desintegration, oder genauer: ‚*Desertion*‘. Das Abseits ist ein Ort für Deserteure. Der Deserteur ist der ‚Nicht-mehr-Mitmacher‘ par excellence; er ist Befehlsverweigerer, er entzieht dem Machthaber seine Mittäterschaft, indem er sich heimlich, still und leise, vor allem aber unerlaubt von der Truppe entfernt. Das steht nicht nur unter Höchststrafe, sondern gilt obendrein als feige und ehrlos.

Ivan Illich nennt diese Systemdeserteure Refusniks. Es sind diejenigen, die zu dem Angebot, ihnen zur Normalität zu verhelfen. ein herzhaftes ‚Danke, Nein!‘ sagen. Sie weisen das freundliche Anerbieten, in diese erbarmungslose Gesellschaft integriert

³ Brückner, Peter: Das Abseits als sicherer Ort, Berlin 1982, S. 16f.

zu werden, zurück und betrachten sich selbst als ‚successful avoiders‘, als erfolgreiche Vermeider; sie weichen aus vor der Gefahr „diagnostiziert, kuriert, erzogen, sozialisiert, informiert, unterhalten, untergebracht behaut, beraten, zertifiziert, gefördert oder beschützt zu werden, entsprechend den Bedürfnissen, die ihnen von ihren professionellen Wächtern aufgenötigt werden. Der Refusnik entdeckt das Privileg, Außenseiter zu sein in einem System, das alles in sich einschließt. Er bezieht sein Selbstbewusstsein nicht zuletzt dadurch, dass er sich zu einer überwältigenden Mehrheit in der Weltgesellschaft zugehörig weiß. Wenn es demokratisch zuginge, dann müssten sich die Verhältnisse nach den Drop-outs richten und nicht umgekehrt, denn sie bilden zweifellos die Mehrheit unter den Lebenden und den Toten“, wie Illich feststellt.

In jüngster Zeit hat sich eine Gruppe, die sich ‚Das unsichtbare Komitee‘ nennt, in einem Manifest, das den Titel: ‚Der kommende Aufstand‘ trägt, folgendermaßen bekannt: „Sich jenseits und gegen die Arbeit zu organisieren, aus dem Regime der Mobilisierung kollektiv zu desertieren, die Existenz einer Lebenskraft in der Demobilisierung selbst zum Ausdruck zu bringen ... ist tatsächlich die einzige Art zu überleben.“

Was sind das nun für Orte, die leer sind von Macht? Sie sind nicht exterritorial, nicht abgelegen in unbesiedelten Weltgegenden, sie können fast überall entstehen, mitten im Hochbetrieb der Normalität, auch in der Schule, in der Fabrikhalle und im Krankenhaus. Das Abseits hat viele Gesichter, manchmal besteht es nur in einer lebensrettenden Geste der Freundlichkeit. Es ist nicht von ungefähr, dass sich so gar nichts Genaues darüber sagen lässt. Denn Orte, leer von Macht, entstehen erst dadurch, dass da Menschen sind, die sie mit ihrer Anwesenheit füllen. Sie sind so unterschiedlich wie die Menschen, die sie besiedeln. Sie werden aus einer tiefen

Abneigung gegen Gleichmacherei, Vereinheitlichung und Reih und Glied erschaffen. Es sind Stätten, in denen Menschen so zusammenwirken, dass nicht alles, was man zum Leben braucht, Geld kostet. Was umsonst ist, hat dort einen größeren Wert als was man kaufen muss. Fürsorge ist wichtiger als Vorsorge. Kooperation und Teilen sind existenznotwendig, ebenso wie das Zusammenspiel verschiedenster Könnerschaften und Talente. Das, was das Abseits aus dem Blickwinkel der Herrschenden verächtlich und aus dem Blickwinkel der von Ausschluss Bedrohten furchterregend macht, erscheint den Systemdeserteuren, gerade als das Rettende. Ihre Nicht-Zugehörigkeit verheißt ihnen ein Stück Freiheit, Ohn-Macht - jene Haltung, die nichts begehrt von dem, was die Macht verwaltet, am allerwenigsten die Macht selbst – gilt ihnen als radikale Form des Widerstandes. Sie fordern ein Recht auf Armut inmitten einer vom Immer-Mehr gepeitschten Gesellschaft. Zeit ist im Abseits nicht Geld, sondern Zeit. Und Arbeit ist nicht Erwerbsarbeit sondern *Eigenarbeit*, jene Arbeit, von der Illich sagt, dass sie immer ‚Danke, nein!‘ sagt, weil sie nicht im mindesten mit der industriellen Produktion konkurrieren, sondern sich von ihr abkoppeln und Waren wieder durch eigenes Tun ersetzen will, auch um die Abhängigkeit vom Geldbedarf zu mindern. Um nicht missverstanden zu werden: Dies ist kein Mäßigungsappell an die Elenden und Ausgebeuteten, sondern an die entmündigend gut Versorgten. Nicht jeder Penny, den wir nicht haben, aber jeder, den wir nicht brauchen, bedeutet einen winzigen Gewinn an Freiheit, während wir doch glauben sollen, dass viel Geld viel Freiheit einbringt.

Die Schriftstellerin Birgit Vanderbeke hat einen Roman geschrieben, dessen Titel schon eine Rebellion gegen die Allmacht des Systems ist: ‚Das lässt sich ändern‘. Das ist eine wiederkehrende Aussage des Protagonisten angesichts auftretender Schwierigkeiten in den Alltagsroutinen. Von Adam, so heißt er, wird schon gleich auf

der ersten Seite gesagt, dass er „immer schon draußen“ war.⁴ Eigentlich müsste man ihn einen Langzeitarbeitslosen nennen, wenn er nicht so unglaublich viel zu tun hätte. Der ganze Roman liest sich wie eine Anleitung zur ‚allmählichen Verfertigung des Abseits beim Tun‘. Es ist die Geschichte einer schrittweisen Minderung des Geldbedarfs durch Eigenarbeit. Und da man „von draußen ...manches klarer (sieht), als wenn man drinnen ist“,⁵ wusste Adam ziemlich genau, worauf es dabei ankommt: Man muss – erstens – strikt darauf achten, nicht zu „vertrotteln“. Das ist gar nicht so einfach, denn „du wirst sehen, in zwanzig Jahren haben sie uns alle so weit verblödet, dass wir nur noch Knöpfe drücken können ... und zu blöd zum Kartoffelschälen wären und nicht einmal mehr einen Knopf würden annähen können.“⁶ Man muss – zweitens – eine Art Sperrmüllgesinnung ausbilden, gute Dinge, solche die brauchbar, haltbar, nicht elektronisch verseucht und keine Energiefresser sind, bewahren und sich in ihrem Gebrauch üben: „Er konnte an keinem Sperrmüll vorbei, ohne nachzusehen, ob etwas drin wäre, ein Werkzeug, ein Hobel, ein Ersatzteil, eine angebrochene Rolle doppelseitiges Klebeband“ ... irgendwann würde er es bestimmt brauchen können.“⁷

Man muss - drittens - den Kindern behilflich sein, nicht zu verblöden, indem man sie am Ernst des Lebens teilhaben lässt, statt sie in den Schonraum einer verschulter Kindheit abzuschieben. Und - viertens –muss man sich von Menschen in dem, was man kann, beanspruchen lassen und sie im Gegenzug seinerseits beanspruchen: Verschiedene Vermögen verschiedener Menschen sind zu gegenseitigem und gemeinschaftlichen Nutzen in Umlauf zu bringen. Lauter Attitüden, die nicht sehr

⁴ Birgit Vanderbeke: Das lässt sich ändern, 2. Auflage München/Zürich 2011, S. 7.

⁵ Ebenda S. 13.

⁶ Ebenda S. 28 und 30.

⁷ Ebenda S. 27.

populär sind in modernen Lebenszuschnitten und eben deshalb konstitutiv für die Kultur des Abseits.

Dass die Gemeinschaft, die sich nach und nach zusammenfindet, sich vom ‚Markt‘ gänzlich loseisen könnte, macht die Autorin ihren Lesern nicht weis. Alle Akteure bleiben in die Logik des Marktes und der Geldwirtschaft verstrickt. Aber ihre Bewegungsrichtung hat sich geändert. Sie wollen nicht mehr rein in den Markt, sondern raus aus ihm, das heißt, sie versuchen, dem Markt so viel Zeit, so viel Arbeitskraft und so viel Kaufkraft wie möglich zugunsten der Eigenarbeit zu entziehen. Schon das allerdings - und auch darin ist die Geschichte realistisch - fordert das System heraus. Es zeigt Zähne und will Loyalität erzwingen. Im Handumdrehen wird die Eigenarbeit der gegenseitigen Hilfe zur Schwarzarbeit erklärt. Und ebenso rasch liegt der Vorwurf der Steuerhinterziehung in der Luft. Die Abweichung von dem, was üblich ist, macht das bunte Völkchen auch in seiner ressentimentgeladenen Umwelt verdächtig und zum Objekt der Anfeindung. Seine Lebensordnung wird als ordnungswidrig, mindestens als Verstoß gegen das Schickliche eingestuft und erregt Anstoß. Es findet sich eben immer jemand, „der die Bullen ruft. Schwarzarbeit, Kinderarbeit, was weiß ich. Keine Zulassung. Keine Lizenz. Die Kanalisation. Die Europeanorm. Der Sortenkatalog. Die Hygiene. Die Sicherheit. Wenn das alle so machen würden.“⁸ Ja tatsächlich, wenn das alle so machen würden ...

⁸ B. Vanderbeke a.a.O. S. 145.

